

In Focșani, einer Provinzstadt in Rumänien, scheinen sich die Wege des aus seiner Heimat vertriebenen armenischen Volkes zu kreuzen: Da ist Sahag, der von seiner Mutter für einen Sack Mehl verkauft wurde, und Siruni, die von den Russen nach Sibirien deportiert wurde. Und da ist Großvater Garabet, der weise die Fäden dieser so wunder- wie grausamen Saga zusammenhält. Eine fremde und ferne Welt, voll von phantastischen Geschichten und von tragischer Geschichte – das Schicksal des Volkes von Armenien als epochaler Roman.

VARUJAN VOSGANIAN, geboren 1958 in Craiova, Rumänien, verbrachte seine Kindheit und Jugend in Focșani. Von 2006 bis 2008 rumänischer Finanz- und Wirtschaftsminister, 2012 bis 2013 Minister für Handel und Industrie. Er ist Präsident der Vereinigung der Armenier in Rumänien.

Varujan Vosganian

Buch des Flüsterns

Roman

*Aus dem Rumänischen
von Ernest Wichner*

btb

Die rumänische Originalausgabe erschien erstmals 2009 unter dem Titel »Cartea soaptelor« in der Editura Polirom, Bukarest.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe April 2018
by btb Verlag in der Verlagstruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © Varujan Vosganian, 2009

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe by

Paul Zsolnay Verlag, Wien 2013

Covergestaltung: semper smile, München

nach einem Entwurf von Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,

Zürich, Kim Becker, unter Verwendung eines Fotos

von Garabet Vosganian (Fotomitte) mit Familie,

1926 © Archiv Vosganian

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

AH · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71633-3

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag

*»Wir unterscheiden uns nicht durch das, was wir sind,
sondern durch die Toten, die jeder von uns beweint.«*

EINS

Ich bin vor allem das, was ich nicht vollenden konnte.

Das wahrhaftigste der Leben, die ich führe, wie ein an seinem Ende verknotetes Schlangenknauel, ist das nichtgelebte Leben. Ich bin ein Mensch, der unsagbar vieles auf dieser Welt erlebt hat. Und der im gleichen Maße nicht gelebt hat.

Meine Eltern leben noch. Das bedeutet, dass ich noch nicht zur Gänze geboren bin. Sie runden noch meine kantigen Schultern ab. Gießen noch etwas Seele in meine Brust, die ihre Umrisse noch verändert, wie die Amphoren der alten Griechen, welche die Form des Weines annahmen, der sich in ihrem Inneren verdickte. Glätten noch mein kupfernes Antlitz.

Weil ich noch nicht ganz geboren bin, ist der Tod noch fern. Ich bin so jung, dass ich ihn lieben könnte wie eine schöne Frau.

Mein erster Lehrer war ein alter Engel. Hätte uns jemand von weit her betrachtet, hinten im Hof, er hätte ein Kind unter einem riesigen Nussbaum sitzen gesehen. Eigentlich aber saß ich zu Füßen jenes alten Engels, der mein Lehrer war. Sein Schatten roch nach Jod, und meine schreibenden Finger waren befleckt von diesem Schatten, wie geronnenes Blut. Sodass ich nicht mehr wusste, wessen Wunde das war, meine oder seine.

Von ihm habe ich gelernt, dass der Name einem überhaupt nichts nützt. Selbst der eigene nicht. Er lehrte mich, ihn mit kleinem Anfangsbuchstaben zu schreiben, wie den Namen eines Baumes oder irgendeines Getiers. Ohne Worte sprachen wir miteinander, und es war ebenso gut, wie barfuß durch das Gras zu rennen. Es hinterlässt keine Spuren, deshalb ist Gehen durch das Gras niemals sündig. Ich warf die Sanda-

len weg und rannte über das Feld am Rande der Stadt. Sein Schatten legte sich über meinen, und wir waren glücklich.

Eines Tages verschwand der alte Engel. Verwundert schaute ich den Nussbaum an, seinen dicken Stamm, die fleischigen Blätter. Auf den Ästen ließen sich Vögel nieder. Im Herbst schüttelte der Wind die Äste, und die Nüsse fielen zu Boden. Ich habe ihre Schale aufgeknackt und sie gegessen. Sie waren wohlschmeckend. Ich aß von seinem Leib. Seitdem habe ich den alten Engel nicht mehr gesucht. Nur der Jodgeruch ist geblieben, und manchmal sehe ich die grünlich-schwarzen Spuren an den Fingern. Ein Zeichen dafür, dass das Fleisch darunter noch nicht geheilt ist.

Das Focşani meiner Kindheit war eine Stadt mit breiten Straßen und eindrucksvollen Häusern. Während ich heranwuchs, verengten sich die Straßen, und die Häuser verkümmerten. So waren sie immer gewesen, aber mein kindliches Auge hatte ihnen, wie übrigens der gesamten mich umgebenden Welt, allein für mich gewaltige Ausmaße verliehen. Man dürfte in das Fundament der Häuser und die Säulen der Flurgänge keine Balken aus trockenem Holz einbauen, sondern müsste lebende Stämme verwenden. Auf diese Weise würden die Häuser mit den Menschen wachsen, die Welt würde nicht kleiner und die Zeit nicht kürzer werden.

Wenige Dinge hatten sich seit dem zweiten Krieg verändert. Unsere Vorstadt im Osten der Stadt hatte ungepflasterte Straßen und eben-solche Bürgersteige, die sich von der Straße lediglich durch einen hand-hohen Randstein abhoben. Die Zäune waren aus Holz, mitunter frisch gestrichen. Zumeist waren die ungleichmäßigen Latten mit Nägeln übereinander befestigt und blieben ungestrichen oder waren mit Kalk geweißelt. An den Zaunrändern wuchsen Kamillen. Im Sommer sam-melte ich ihre kleinen duftenden Blüten. Großmutter legte sie im Hof zum Trocknen aus für die Heiltees, die wir im Winter bekamen. Ebenso hielt sie es sommers mit den Aprikosenhälften und etwas später im Jahr mit den Pflaumen und Apfelscheiben. Die getrockneten Früchte ver-trieben den Hunger, denn man kaute lange darauf herum. Und wenn

man Geduld hatte, sie ganz lange zu kauen, bekamen sie Fleischgeschmack.

Unsere Straße war kurz. Sie hatte nur zehn Häuser, und an der Ecke erhob sich die Mauer einer Eisfabrik, die wir »Kühlschrank« nannten. Der Name der Straße lautete 6. März 1945. Auf einem Täfelchen war die Erklärung beigegeben: »Errichtung der ersten demokratischen Regierung«. Nach der Revolution von 1989, als dem Bürgermeisteramt die Regierung von 1945 nicht mehr gar so demokratisch vorkam, wurde der Straßenname aus mir unbekannten Gründen in Jilişte umbenannt. Damals habe ich einen Brief nachhause abgeschickt. Er kam nach ein paar Monaten an. Die Post hatte den Brief so, wie es ihr geboten schien, zwar in den Kreis Vrancea, aber in das Dorf Jilişte geschickt. Blut rinnt langsamer als die Zeit. Deshalb verändern sich Gewohnheiten nicht so leicht. Ein anderer Straßenname ein paar Ecken weiter erwies sich als sehr viel einfallsreicher: Straße der Revolution. Nach 1989 blieb dieser Name unverändert. Jeder dachte an die Revolution, die ihm genehm war.

Wenn es regnete, entstanden kleine Bäche auf unserer Straße, die ineinanderflossen. Ich hatte das Wort vernommen, das jene Rinnsale benannte; bei großer Hitze zerfielen all diese Unebenheiten zu pulverfeinem Staub. Die Rinnsale hießen Spurrinnen. Nusschalen waren die Schiffe auf den schnellen Bächen dieser Rinnen. Ich knetete teigwarmen Schlamm in die Nusschalen und steckte Truthahnfedern als Segelersatz hinein.

Selten nur fuhren Autos vorbei. Aber es gab Pferdewagen mit Aluminiumkannen voller Milch. Um die Ecke war die Sammel- und Verarbeitungsstelle für Milch. Die Fuhrwerke standen hintereinander aufgereiht, jedes mit seinen Milchkannen. Wir hängten uns hinten an die Wagenschragen und fuhren so eine Weile mit. Manch ein verdrießlicher Kutscher, vielleicht war er beim Milchverkauf nicht auf seine Kosten gekommen, brannte uns einen Peitschenhieb auf den Rücken. Wir ließen vom Wagen ab, und er trieb seine Pferde an.

Zu jener Zeit gab es keine Wohnblocks in der Stadt, und Häuser, die ein Stockwerk hatten, konnte man an den Fingern einer Hand abzählen.

Häuser mit Stockwerk und Mansarde waren die früheren jüdischen Geschäfte in der Hauptstraße. Beim Erdbeben von 1940 waren die oberen Stockwerke eingestürzt, und die Geschäftsräume bucklig und krumm geworden und hatten sich ineinandergeschoben.

Die Menschen in unserem Viertel waren arm. Auch wir hatten kaum etwas, dessen wir uns hätten rühmen können, nur waren meine Eltern Studierende, Ingenieure. Zeitungen kamen selten, die Nachrichten erfuhr man in den Wochenschauen im Kino oder vom Lautsprecher, einem gelben Kasten, der von der Wand herab Nachrichten, Volksmusik und patriotische Chöre knatterte. Als Frau Maria, die Nachbarin von vis-à-vis, sich einen Fernseher kaufte, war dies in unserer Straße ein großes Ereignis. Der Fernseher, Marke Rubin, war wie fast alle Gegenstände zu jener Zeit ein russisches Produkt. Sein Bildschirm war so groß wie ein Teller. An warmen Abenden stellte Frau Maria ihn in den Hof, und alle kamen mit ihrem Stuhl von zuhause. Ich schlief auf meinem Stuhl bald ein, aber ich empfand den Stolz der Erwachsenen. Was ich zur Gänze und ohne dabei einzuschlafen sehen konnte, waren die Begräbnisse, denn die wurden mittags übertragen. Das von Leontin Sălăjan, dem Armeeminister, und das von Gheorghe Gheorghiu-Dej. Stundenlang verfolgte die Vorstadt den Leichenzug, doch eher neugierig denn schmerz erfüllt, man trank Schnaps und kommentierte das Geschehen wie beim Fußball. Solche Beerdigungen gab es nach dem Geschmack meines Großvaters Garabet und vor allem dem seines Cousins Sahag Şeitanian zu selten. Ansonsten geschah in unserer Vorstadt so gut wie gar nichts.

Mittlerweile sind die Feuer verschwunden. Sie haben sich leise summend in die elektrischen Leitungen zurückgezogen, sich in den Wänden versteckt, in den Boden eingegraben. Aber in meiner Kindheit waren überall Feuer zu sehen. Die verspielte Flamme der Kerze oder die gemächliche Flamme der Gaslampe. Das rötliche Glosen der Glut im Ofen. Das Feuer unter dem Kessel, in dem das Pflaumenmus blubberte. Und jenes unter dem schwarzen Kessel, in dem das Pech für die Dachpappe geschmolzen wurde oder das Fett für die Kernseife zum Waschen.

Die rauchenden und rußenden Flammen der trockenen Blätter im Frühling. Die Nächte waren damals länger und reicher, es gab weniger Licht und lebendigere Schatten. Im Spiel der Schatten an den Wänden kamen einem viele Phantasmen als wirklich vor. Das Feuer war ein lebendiges Wesen, es saß neben uns am Tisch, legte sich mit seinen Schatten auf unsere Schultern, zog unsere Gesichter in die Länge und vertiefte die Blicke. Viele Geschichten von jenen beweglichen Wänden erzählten sich von alleine weiter und wiederholten sich, wenn ich sie einmal gehört hatte. Deshalb war meine Kindheit unbefangener und reicher. Selbst den Toten ging es so besser.

Andere Begleiter meiner Kindheit waren die Gerüche. Von allen Sinnen wird der Geruch am stärksten vom Gedächtnis beladen. Es genügt schon, dass man eine Tür öffnet, durch die ein Familienduft weht, und sämtliche Geschehnisse, die sich damit verbinden, fallen einem wieder ein. Ein ganzes Leben könnte anhand seiner Geruchsaromen beschrieben werden. Ebenso könnte meine Kindheit erzählt werden.

Allen voran der Duft von weichem Teig. Müsste ich meine Kindheit in einer einzigen Formel konzentrieren, würde ich »Teig« sagen. Und zwar der warme Teig in Großmutter's Zuber. Er quoll von abends bis morgens wie ein lebendiges Wesen. Ich war fasziniert. Und dermaßen an das in ihm heranwachsende Leben gebunden, dass ich spüren konnte, wie jede Bewegung der ihn knetenden Hände ihn schmerzte. Ich beruhigte mich erst, wenn ich sah, wie Großmutter Arşaluis, auf Rumänisch Aurora, und ihre Schwester Armenuhi ihn ausbreiteten und streichelten, bis er sich zu feinsten Blättern verwandelte. Die Frauen breiteten glatte Leintücher über Betten und Tische und zogen darüber die feinen Teigbahnen für die Baklava aus.

In solchen Nächten schliefen wir aneinandergekauert auf den Kanapees. Die Teigblätter durften weder durch eine Bewegung noch durch Lärm gestört werden. Vorsichtig und flüsternd bewegten wir uns zwischen ihnen hindurch. Ab und zu wachte Großmutter auf und bestrich sie beim Licht der Petroleumlampe mit einer Mischung aus Öl und Ei. Am Morgen dann, sie waren trocken wie Tonplatten und raschelten

wie Heu vom letzten Jahr, wurden sie übereinandergelegt. Zwischen die Teigblätter wurden gemahlene Nüsse gestreut und darüber wurde warmer Sirup gegossen. Die Ränder wurden abgeschnitten, sodass die Blätter die Form der Platten annahmen, in denen sie dann langsam im Backofen gebräunt wurden. Beim sonntäglichen Mittagessen zerschnitt Großvater Garabet die Baklava mit einem großen Messer und verteilte sie gleichmäßig.

Das gleiche Messer wurde auch zum Schneiden des getrockneten Rindfleischs benutzt, das wir türkisch *Pastırma* nannten. Das Fleisch wurde unter das Vordach des Hauses gehängt, damit der Wind es trockne und das Licht ihm Süße gebe. Von allem, so Großvater, ist der Windgeschmack am besten. Man muss es verstehen, ihn ins Essen eindringen zu lassen. Das trockene Fleisch wurde zum Aufweichen in eine Paste gelegt, die *Cemen* hieß und direkt aus Jerewan geschickt wurde. Großvater nahm das Messer und schnitt die erste Scheibe ab. Ich ging hinaus in den Hof und schaute durch die Scheibe rötlichen Fleisches. Man kann den Mond nicht sehen, sagte ich. Und Großvater: Das ist nicht gut. Er wetzte das Messer am nassen Stein und schnitt eine weitere Scheibe ab. Von den Strahlen des Mondes durchdrungen, nahm das dünne Fleisch eine gelbliche Farbe an. Nun sieht man ihn, sagte ich. Dann ist es gut, befand Großvater. Licht und Wind sind, zusammengekommen, am schmackhaftesten. Da ist die Frucht bestens gereift, und das Fleisch lässt sich so schneiden, wie es sich gehört.

Der Duft der Früchte füllte das ganze Haus. Vor allem zu Neujahr, wenn für die Armenier noch das Weihnachtsfasten gilt und in großen Schüsseln *Anuş-Abur* gekocht wird. Was übersetzt süße Suppe bedeutet. Es ist eine Art Opferbrei, nur dass in den gekochten Weizen allerhand Früchte gemischt werden: Feigen, Datteln, Rosinen, Nüsse, Orangen. Und darüber streut man zu Pulver zermahlene Gewürznelken.

Dann der Geruch der Schlupfwinkel. Verborgene Orte, düster verschattet oder frei sich dem Blick anbietend, die sich aber selten öffnen, und, noch verlockender, die verbotenen Orte. Ohne Schlupfwinkel, durch die man stromern kann, hat eine Kindheit keinen Sinn. Nur was verborgen ist, lohnt gesehen zu werden. Zum Geruch der Schlupfwinkel

kel tritt die Stille, die ihrerseits auch ihre Gerüche hat. An erster Stelle die Kleiderschränke, auf deren Boden die zusammengefalteten Bettdecken und Strohsäcke lagen. In Großmutters Schrank wurden nur die schweren Kleidungsstücke aufbewahrt, Wintermäntel, die nach Naphthalin rochen, und von denen einige sogar noch meiner Urgroßmutter Heghine Terzian gehört hatten. Von den Kleidern meines Urgroßvaters konnte nichts aufbewahrt werden, alles war auf einer Straße in Konstantinopel geblieben, in der man die Sonne über dem Bosphorus untergehen sah. Sie waren eines Nachts mit den Kleidern geflohen, die sie an sich trugen, und hatten nur ein paar Bündel dabei, in denen sie in aller Eile ein paar leicht verkäufliche Dinge verstaut hatten. Das Gerücht hatte die Runde gemacht, am Hafen von Pera habe ein Schiff angelegt, das armenische Flüchtlinge an Bord nehme. Als er die Brücke hochstieg, ging mein Urgroßvater inmitten der verstörten und verängstigten Menschenmenge in die Knie, dann fiel er, die beiden Mädchen an den Händen, vornüber zu Boden. Sie drehten ihn um, schlossen ihm die Augen und öffneten seine verkrampften Hände. Dann wachten sie bei ihm, hatten wunderswo einen Kerzenstummel gefunden. Er war nicht der Einzige, der in dem damaligen Durcheinander vor Angst seine Seele ausgehaucht hat. Bevor sie nach Constanța kamen, gab der Kapitän den Befehl, alle Toten ins Meer zu werfen. So kam es, dass das Schwarze Meer zum bewegten Grab meines Urgroßvaters Baghdasar Terzian wurde.

Dann war da noch der Schrank mit den Büchern. Großvater Garabet kannte fast alle Alphabete: das lateinische, das kyrillische, das griechische und das arabische. Damit du keinen Fehler machst, sagte er. Das Alphabet ist der Anfang, deshalb heißt es auch Alphabet. Du kannst beginnen, wo auch immer du magst, aber unter der Voraussetzung, dass du den Anfang entschlüsseln kannst. Großvater hat die Anfänge entschlüsselt, aber er hat die Enden durcheinandergebracht. Als er auf dem Totenbett lag, wurden wir, die Kinder, herbeigerufen, ihn zu sehen. Wir verstanden nicht, was er sagte. Er wirkte ruhig und sprach mit großer Weisheit. Aber ich konnte nichts verstehen. Danach erklärte mir Vater, Großvater habe beim Sprechen die Sprachen vermengt: das

Persische, Arabische, Türkische und Armenische. Sämtliche Gefilde, die er in seiner Kindheit und Jugend gekannt hatte, waren in ihm wieder lebendig geworden. Genauso wie einer vor der Abreise in aller Eile die Dinge packt, die ihm in die Hand geraten, hatte auch er, bevor er von dieser Welt ging, aufs Geratewohl nach den Wörtern geschnappt.

Ebenso die Bücher. Es gab türkische Bücher mit alten orientalischen Lettern, Zeichenlehrbücher auf Englisch und alte Ausgaben des Larousse. Häufig blätterte Großvater in einem wunderbaren Buch in deutscher Sprache, es war ein Buch über Teppiche. Unsere Teppiche sind wie die Bibel, sagte er. Du kannst alles darin finden, von den Anfängen bis heute. Beide suchten wir die Erscheinungsformen der Welt. Hier ist das Auge Gottes, riet ich, und Großvater bestätigte es. Und das ist ein Engel. Nein, das ist kein Engel. Er ist alt, es muss ein Erzengel sein. Vielleicht Raphael, er ist der älteste von allen. Gerne hätte ich ihm etwas von dem alten Engel draußen im Hof erzählt, der sommers nach Jod roch und sich im Winter die nackten Füße im Schnee wusch. Aber ich hatte begriffen, dass es den Menschen, die ihre Kindheit nicht ohne Angst verlebt hatten, nicht möglich war, alten Engeln zu begegnen. Und Großvater gelangte zu der Seite, auf die er am stolzesten war: der Teppich, den er selbst gewebt hatte. Dieser Teppich lag in unserem Zimmer, dem Kinderzimmer, und heute befindet er sich im Zimmer meiner Tochter Armine. Es ist wichtig, sagte Großvater, über dem Kopf ein sicheres Dach und unter den Füßen einen dicken Teppich zu haben. Unser Perserteppich war dicht, von Hand geknüpft, mit vielen Knoten. Ein Teppich muss so dick sein, erklärte Großvater, dass er eingerollt genau so wenig durchhängt wie ein Baumstamm der gleichen Stärke. Unser Teppich ist durch die Geschichte gegangen, und das nicht irgendwie. Im August 1944 waren drei russische Offiziere bei uns im Haus einquartiert. Sie tranken die ganze Nacht und besoffen sich gründlich. Großvater und sein Cousin Sahag Şeitanian, der Mann von Tante Armenuhi, saßen bis zum Morgengrauen wach und passten auf; jedes Mal, wenn einer der Russen den brennenden Zigarettenrest auf den Teppich fallen ließ, sprangen sie herbei. Unter Rempelen und Schmähungen haben Garabet und Sahag alle Stummel eingesammelt. Es blie-

ben bloß zwei, drei kleine Brandstellen zurück, die man heute noch sehen kann. Großvater hatte eine wahrhaft kantianische Sicht auf die Welt: das Dach über dem Kopf, den Altar vor Augen und einen weichen Teppich unter den Füßen.

Ich konnte nicht alle Bücher im Haus lesen. Aber ich kannte sie nach ihrem Geruch. Großvater Garabet hat mich gelehrt, auf diese Weise die Bücher zu unterscheiden. Ein gutes Buch hat einen bestimmten Geruch. Fest in seine Lederdeckel eingebunden, riecht es beinahe menschlich. Manchmal ertappe ich mich, wie ich in Buchhandlungen an den Büchern schnuppere. Als wäre ich blind, sagte ich. Und wenn, zuckte Großvater Garabet mit der Schulter. Von alledem, was du bist, gehören die Augen am wenigsten dir. Das Licht ist wie ein Vogel, der seine Eier in ein fremdes Nest legt.

Ich verstand die Bücher vor allem durch Betasten und Riechen. Und ich war nicht allein. Zwischen den Seiten sah ich manchmal ein rötliches Kerbtierchen. Lass es leben, bremste mich Großvater. Es ist der Bücherskorpion. Jede Welt muss ihre eigenen Lebewesen haben. Auch ein Buch ist eine Welt. Das Geschick dieser Lebewesen ist es, sich von den Sünden und Fehlern der Welt zu ernähren. So auch dieser Skorpion, er rückt die Fehler im Buch zurecht. Ich glaubte ihm lange nicht. Nun aber bin ich der Erzähler, eine Art Schreiber, der die alten Fehler geradezurücken versucht. Also bin ich ein Bücherskorpion.

Und dann der andere Geruch, der meine Kindheit weit weg und zwischen die Spezereien des Orients gelenkt hat: der Duft des Kaffees. Diese Fertigkeit hatten meine Großeltern aus ihrer anatolischen Heimat mitgebracht. Sie bereiteten den Kaffee völlig selbstverständlich zu, etwa so, wie der Handwerker am Geschmack erkennt, ob der Ton sich zum Modellieren eignet oder nicht. Sie gingen ehrerbietig vor, verachteten aber diejenigen, die den Kaffee tranken, ohne seinen Sinn zu kennen.

Vor allem kauften meine Großeltern keinen gerösteten Kaffee oder – Gott bewahre! – gemahlenen. Wir hatten eine Kupferpfanne, die vom vielen Rösten schwarz geworden war. Im Deckel befand sich ein bestimmter Mechanismus, den man mit einer Kurbel in Bewegung setzte,

und der dafür sorgte, dass die Bohnen gleichmäßig geröstet wurden. Auf kleiner Flamme dauerte dieser Vorgang etwa eine Stunde. Alles, was wir Kinder bekamen, waren die gerösteten Bohnen. Wir lutschten daran, als wären es Bonbons, und wenn das Aroma sich verlor, knackten wir sie mit den Zähnen auf und zerkaute sie.

Dann folgte das Mahlen. Auch heute noch sehe ich in snobistischen Sammlungen solche Mühlen, sie sind zylindrisch, haben einen gerundeten Deckel, sind vergoldet und mit Arabesken verziert. So stehen sie unter anderen nutzlos gewordenen Dingen, Samowaren etwa oder alten Kohlebügeleisen. In meiner Kindheit war diese Kaffeemühle ein Familienmitglied. Das Mahlen dauerte lange. Die Alten versammelten sich schon im Hof. Großmutter legte weiche Kissen auf die Holzbänke mit den schmiedeeisernen Armlernen. Sie mahlten reihum und zählten dabei still bis hundert. Wer mahlte, mischte sich nicht ins Gespräch ein, damit er nicht den Faden verlor. Wenn er sich doch einmal einmischte, musste es sich um eine äußerst wichtige Angelegenheit handeln. Als sähe ich sie unter dem Aprikosenbaum im Hof: Großvater Garabet Vosganian, besonnen, mit seinem verschwenderischen Blick auf die Welt, Sahag Şeitanian, sein Schwager, ungestümer und etwas streitsüchtig, Anton Merzian, der Schuster, der immer die gleiche Geschichte erzählte – wie er seine Frau Zaruhi aus ihrem Elternhaus in Panciu gestohlen hat. Der etwa zwanzig Kilometer lange Weg bis Focşani, den er vor über vierzig Jahren reitend zurückgelegt hatte, war dem Erzähler so bedeutsam geworden wie die Flucht aus Ägypten. Jedes Mal schmückte er seine Geschichte neu aus, denn Zaruhi, taub wie Holz, konnte ihm nicht widersprechen. Dann war da noch Krikor Minasian, der andere Schuhmacher aus der Hauptstraße, mit dem Anton Merzian sich in hartem Wettstreit befand. Und schließlich Ohanes Krikorian und Arşag, der Rotschopf, Glöckner der armenischen Kirche und Vogeljäger. Und ringsum ihre dicklichen Frauen, die ihre Hände im Schoß liegen hatten und nach Kölnischwasser rochen. Arşaluis, meine Großmutter, ihre Schwester Armenuhi, dann Parantem, Zaruhi und Satenig.

Das Mahlen dauerte etwa tausendfünfhundert Umdrehungen lang.

Die Mühle wurde warm. Bis man sie nicht mehr in der Hand halten kann, sagte Großvater. Bis der Kaffee wie Sand ist, fügte er hinzu. Dies aber nur, wenn Sahag Şeitaniah nicht zugegen war. Er mochte keinen Sand.

Manchmal bekam auch ich die Mühle und durfte am Mahlstab drehen. Das Messing wurde heiß, und durch die Ritzen drang der Kaffeeduft. Ab und zu streute sich Großvater ein bisschen auf die Handfläche und schnupperte daran mit der Miene, die Detektive machen, wenn sie beschlagnahmte Narkotika untersuchen. Oftmals befahl Großvater noch eine Runde, und die Alten fügten sich, damit das duftende Pulver noch feiner wurde.

Dann folgte das Kochen des Kaffees. Der Topf verbreiterte sich konisch und hatte einen engen Hals. Damit die Dämpfe zusammengedrängt werden und der Kaffee singt, sagte Großvater. Je stärker die Dämpfe unter Druck geraten, umso geschmackvoller ist der Sud. Ab und zu wurde umgerührt. Auch dafür gab es eine Regel: Der Topf stand auf dem Herd, bis die Flüssigkeit wallend zu kochen drohte. Dann wurde der Schaum mit dem Löffelchen abgeschöpft und kam in eine der Tassen. Anschließend wurde der Topf wieder auf den Herd gestellt. Und es folgte das Gleiche, der Kaffee wurde so oft gekocht, wie Tassen bereitstanden. Ich stand gerne beim Großvater, wenn er Kaffee zubereitete. Er war geschickt und weise. Dabei erzählte er mir die merkwürdigsten Dinge. Während du den Kaffee kochst, kannst du alles sagen, was dir durch den Kopf geht, sagte er. Alles wird verziehen. Wer sich um den Kaffee versammelt, darf nicht streiten. Danach mag jeder tun, was er für richtig hält. Es waren seine Freiheitsmomente. Dann ähnelte er meinem alten Engel.

Nun zu den Tassen. Wie so viele vergessene Gebräuche, ist auch jener des Kaffeetrinkens dahin. Heute trinkt man aus allerlei Tassen, häufig sogar aus den großen Tassen, aus denen man sonst Wasser trinken mag. Auch trinkt man Nescafé, der keinen Satz bildet und erst recht keinen Schaum hat. Der Schaum ist das Wappen des Kaffees, erklärte Großvater, während er mit dem Löffelchen umrührte. Die Stühle sind nicht mehr weich gepolstert und im Kreis aufgestellt zum Gespräch. Die

Menschen trinken frühmorgens, noch schlaftrunken und ohne Lust auf ein Gespräch ihren Kaffee. Und für viele ist der Kaffee bloß ein Vorwand, um an der Zigarette zu ziehen.

Die Kaffeetassen waren klein, schön bunt und von der gleichen Art wie die Untertassen. Die Kaffeekanne hieß auf Türkisch *gezve* und die Tasse *fingean*. Alle Gerätschaften hatten türkische Namen, und selbst den Kaffee nannte man mitunter türkisch *khaiife*. Wahrscheinlich hatten sich meinen Ahnen, die diese Dinge vor Zeiten bei ihren Großeltern an den Ufern des Bosphorus oder des Euphrat gesehen hatten, die Erinnerungen und die Wörter vermenget.

Die alten Leute meiner Kindheit tranken ihren Kaffee gegen sechs Uhr abends. Schon die Zeremonie der Zubereitung lenkte das Gespräch auf eine gemäßigte Bahn. Sie schufen sich ein kleines Plätzchen zwischen den Kissen. Dann tranken sie gemächlich den Kaffee, wobei sie geräuschvoll schlürften und zufrieden schnalzten. Es war der Moment, in dem die Welt trotz der Vertreibungen, der blutigen Erinnerungen und verrinnenden Zeit unverändert schien und sorgenfrei, und die Seelen wirkten versöhnt.

Großvater nahm seine Geige und spielte, bis der Satz in den Tassen getrocknet war und allerlei geschwungene Pfade aufwies. Großmutter las nicht im Kaffeesatz, weil Großvater gesagt hatte, was geschrieben steht, muss ohnehin geschehen. Und das Unglück ist der Welt gegeben wie das Gras und der Regen. Und wenn du das vorgesehene Ungemach zu vermeiden versuchst, ereignet es sich trotzdem, nur dass du es dann anderen aufbürdest. Weshalb also sollte man bei alledem, was man zu erleiden hat, sich auf diese Weise mit einer zusätzlichen Sünde belasten?

Jetzt muss ich ein paar Worte über den anderen Großvater verlieren, den mütterlicherseits, Setrak Melichian. Er war ein guter und heiterer Mensch. Was ihm das Leben gegeben hat, hatte er angenommen. Und was es ihm genommen hat, war ihm eben genommen worden. Wer mag da etwas aufrechnen, wenn es ihm viel mehr genommen als es ihm gegeben hatte. Er zuckte mit den Schultern, klatschte in die Hände und lachte los. Wie Aischylos auf dem Schlachtfeld von Salamis. Dies war

seine Philosophie, sie schwebte über den Zeiten und Menschen. Ansonsten hätte er, konfrontiert mit seinen eigenen Erinnerungen, den Verstand verloren.

Die Familie meiner Mutter stammte aus Persien. Der erste einigermaßen identifizierbare Urahn war eine Art Prinz, dessen Besitztümer sich östlich des Urmia-Sees erstreckten, in den heutigen Gebieten um Täbris. Man nannte ihn Melic, was in persischer Sprache Prinz heißt. Davon leitet sich auch der Familienname meiner Mutter ab: Melichian, also die des Melic.

Prinz Melic widersetzte sich den Türken, bis er begriffen hatte, dass sein Widerstand aussichtslos war, dann nahm er seine Familie und seine bewegliche Habe und zog in die Berge des Karabagh, weiter westlich. Später, wiederum von Eroberern vertrieben, ließ er sich auf einem der Bergplateaus um Erzerum nieder. Diese Geschichte ist dreihundert Jahre alt und älter. Melic hatte sieben Söhne. Mit ihren Familien haben sie eine Niederlassung gegründet, die Zakar hieß.

Großvater Setrak spielte mit mir. Wir banden Knoten in einen Bindfaden und rechneten. Manchmal stellte ich mir den Bindfaden wie ein dickes Seil vor, das an einer Glocke hängt. Der Wind konnte es schaukeln oder der Arm eines einsamen Reisenden. Dann hätte die Glocke geschlagen. Ich habe mir den Glockenton immer wie die passendste Stimme meines Volkes vorgestellt. Jeder Knoten, festgezogen und geschlossen wie eine Faust, wäre einer meiner Urahnen gewesen. Das Seil war eigentlich eine Aneinanderreihung von geballten Fäusten. Dann stellte ich gemeinsam mit Großvater Setrak die Chronik auf. Der Erste war Melic, dachten wir. Der Knoten gleich unterhalb der Glocke. So nah, dass ihm die Glocke mitunter wie ein galoppierendes Pferd klang. Der Nächste wäre mein Ururgroßvater Haciadur gewesen. Ein stattlicher und reicher Mann, der nach Konstantinopel geritten kam. Die Kaufleute kannten ihn und baten ihn herein. Großvater erzählte von dem silbernen Teeservice mit vergoldeten Henkeln, das drei Generationen benutzt hatten, und vom verwunderten Blick eines Kaufmanns, der sah, wie viel Geld einer bei sich tragen kann. Ansonsten war Ururgroßvater Haciadur ein bedächtiger Mann. Obwohl sie von erlesener

Abkunft waren, begnügten sich die Geschlechter der Melichians mit dem rauen Leben der Hirten.

Mein Urgroßvater David Melichian war ein gelehrter Mann. Er hatte in Konstantinopel die Schule besucht, das Robert College. Er schrieb Gedichte und hatte eine so schöne Handschrift, dass die Leute aus den umliegenden Dörfern und sogar aus Erzerum zu ihm kamen, damit er ihre Abmachungen aufschreibe. David Melichian war der Anführer des Gebiets, etwa das, was heute ein Bürgermeister ist. Als im Frühjahr 1915 die Janitscharen kamen, steckten sie ihn in ein Haus, dessen Grundmauern man eben hochzuziehen begonnen hatte, und brachten ihn mit Steinwürfen um. Auf diese Weise wurden auch andernorts die armenischen Vorsteher umgebracht. Offenbar redeten die alten Leute deshalb eher vom Dach als vom Himmel, wenn sie die Ränder der Welt benannten. Ein Kind ohne Eltern ist wie ein Haus ohne Dach. Nichts ist schlimmer als ein ungedecktes Dach. Von dort kann der Tod herkommen.

Großvater Setrak kannte sein Geburtsjahr nicht mit Sicherheit. Er wusste bloß, dass er zur Zeit der Mahd geboren war, und dies schien ihm ausreichend. Später dann, als die Jahre für ihn allmählich einen Sinn bekamen, sollte er sagen, er sei mit dem Jahrhundert geboren worden. So ließ es sich leichter zählen.

Sie waren fünf Geschwister: zwei Buben und drei Mädchen. Macruhi, die älteste Schwester, hatte nach Erzerum geheiratet. Dann folgten Harutiun, Maro, Großvater und die Kleinste, Satenig. Macruhi starb zur Zeit der Massaker. Eines Nachts hatten sich die türkischen Soldaten zurückgezogen und den Konvoi mit den Deportierten auf dem Weg nach Aleppo den kurdischen Banden zum Ausplündern überlassen. Macruhi und ihr Mann wurden abgeschlachtet. Von ihrem kleinen Kind hat man nichts mehr gehört.

Die Melichians lehnten es ab, sich den Konvois anzuschließen, die nach Deir-ez-Zor zogen, und als die Soldaten das Dorf umzingelt hatten, wurde Maro mit ein paar weiteren Mädchen abgeholt. Eines Nachts aber gelang ihr die Flucht, und noch bevor die Wächter es merkten, hatte sie sich von den Felsen in den Euphrat gestürzt. Zur Erinnerung

an sie taufte Großvater seine älteste Tochter auf den gleichen Namen, Maro.

Großvater hatte sich zusammen mit seiner Großmutter, der Frau von Haciadur, in Erzerum bei Verwandten befunden. Als sie zurückkehrten, sahen sie das brennende Dorf. Harutiun, der größere Bruder, kam ihnen entgegen und erzählte, welche Grausamkeiten sich dort zutru-gen. Ihre Großmutter empfahl ihnen zu fliehen, sie war zu alt, als dass sie ihnen hätte folgen können. Sie versteckten sich im Wald. Aber sie stellten sich zu ungeschickt an und wurden gefangen. Diesen Teil hatte Großvater nur einmal in seinem Leben erzählt. Wir wissen es von unserem Vetter Khoren, der unter ganz bestimmten Umständen davon erfahren und es weitererzählt hat. Damals hat der Anführer der Janitscharen sie zu sich bringen lassen und ihnen befohlen, niederzuknien. Dann zog er das Schwert und brachte Harutiun, den größeren Bruder, um. Im Armenischen bedeutet Harutiun Auferstehung. Vielleicht irgendwann, wer weiß ...

Dann ging er auf den zu, der mein Großvater werden sollte und nun weinte, die Augen zu Boden gerichtet. Er zerrte ihn an den Haaren, bis der Bursche genötigt war, ihm ins Gesicht zu schauen. Sieh mich gut an, befahl der Anführer und drehte seinen Blick dem Dorf zu, das am Fuße des Hügels in Flammen stand, und zum Leichnam seines Bruders. Weißt du, wie ich heiße? Mit tränentrüben Augen zeigte Großvater, dass er es nicht wisse. Der Anführer nannte seinen Namen und ließ ihn wiederholen. Dann fügte er hinzu: Du wirst leben! Bist groß genug zu verstehen. Sage allen Deinen, wer ich bin und was ich dir und deinem Volk angetan habe! Großvater konnte nicht glauben, dass er mit dem Leben davonkommen sollte. Erst nachdem er ihn mehrmals wie einen streunenden Hund mit den Stiefeln getreten hatte, entfernte er sich, anfangs noch ungläubig, dann aber rannte er auf seinen zitternden, aber schnellen Jünglingsbeinen davon. An diesem Anführer rächte er sich auf die einzige Art, mit der er es tun konnte. Er vergaß ihn nicht, aber er verschwieg seinen Namen für immer.

Aus seinem Dorf war von keinem Überlebenden zu hören. Außer von seiner kleinen Schwester Satenig, die er jahrelang gesucht hatte,

nachdem er in Craiova Kaufmann geworden war und für die Suche in den Waisenhäusern der fremden Glaubensgemeinschaften bezahlen konnte. Nach mehreren Jahren erhielt er eine Antwort von einem Waisenhaus für Mädchen in Aleppo. Er schickte Geld für sie und für eine Begleitperson. Damit ihr Begleiter sich überzeugen konnte, dass Großvater ihr Bruder war und sie ihm übergeben konnte, ließ er sich im Hafen von Constanța von beiden separat die Namen der Großeltern, Eltern und Geschwister nennen. Es klang wie eine Totenlitanei. Alle waren sie in einem Bergdorf bei Erzerum gestorben. Als der Beweis erbracht war, dass beide die gleichen Toten beklagten, vertraute der Begleiter sie ihm an. Satenig heiratete dann einige Zeit später in Brăila einen Kaufmann. Nach dem Krieg ging sie nach Amerika und starb dort. Ich kenne sie nur von Fotos.

Großvater verbarg sich, wo er konnte. Ein paar anständige Türken, die seinen Vater gekannt hatten, versteckten ihn in einem Stall beim Vieh und heilten seinen Typhus. Er war unterwegs erkrankt, als er aß, was er finden konnte, und eingerollt wie die Viecher in der Kälte unter freiem Himmel schlief. Als er wieder bei Kräften war, gaben die Türken ihm eine Wegzehrung und einen Fes, den er sich aufsetzen sollte, damit ihn kein fremdes Auge erkannte. Großvater ging gen Mittag zu, schlug den Weg zum Berg Moses' ein, zum Musa Dag, wie er auf Türkisch heißt. Er hatte gehört, dorthin kämen französische Schiffe, um die armenischen Flüchtlinge aufzunehmen. Er ging nachts, mied die Straßen, hütete sich vor dem Galopp der kurdischen Banden und vor den Routen der Konvois mit Deportierten, die den Wüsten Mesopotamiens zustrebten. Und weiters erzählte Vetter Khoren, wie Großvater mit dem Fes im Schoß dasaß und weinte, dabei schaute er auf die Wasser des Euphrat, auf dem die Leichen trieben, und die Wasser waren schwer und rötlich geworden wie geflochtene Zöpfe, so wie in alter Zeit die Wasser von Babylon gewesen sein mussten. Hast du denn deinen Fes nicht weggeworfen?, fragte ich, nachdem Großmutter Sofia mir die Geschichte seines Weinens am Euphrat erzählt hatte. Warum?, fragte Großvater. Ich hatte ihn von menschlich empfindenden Türken bekommen, und er schützte mich immerhin vor der Sonne. Ich setzte

ihn auf und ging weiter. Was weißt du schon? Ich musste leben. Dann stach Großvater sich in den Finger und zeigte mir den Blutstropfen. Nun will ich einmal sehen, ob du das aushältst? Ich hatte Angst, aber ich schämte mich auch für meine Angst. Mit geschlossenen Augen ließ ich mich stechen, dabei umklammerte und drückte ich meinen Finger, damit es nicht weh tue. Dann trat mein Blutstropfen heraus. Ich bin alt, und du bist ein Kind. Aber schau, dein Blut ist genauso lebendig wie meines. Das ist die Lebensfreude. Großvater liebte es, mitunter seine Erinnerungen zu schönen, und er redete deshalb auf etwas merkwürdige Weise vom Blut. Er war ein Philosoph des Blutes. Das Blut ist weniger unterwürfig als das Fleisch, sagte er. Deshalb spricht man von der Stimme des Blutes oder dem Fluch des Blutes. Und: Wenn das Blut müde wird, greifst du zum Stock. Sonst aber ist das Blut ein innerer Stock. Jedermann stützt sich auf sein Blut. Ein andermal sagte er: Das Blut kehrt immer wieder um, wie ein Tier mit nasser Schnauze, und beißt dir etwas ab. Es wird niemals satt. Behüte Gott, dass es einmal gesättigt ist. Manchmal ermahnte er mich: Vergiss nicht, dein Blut ist wie ein Schwert, das man in den Boden rammt. Wahrscheinlich war ein Teil von ihm für alle Zeiten am Ufer des Euphrat verblieben und sprach mit dem blutgetränkten Wasser. Die Menschen sprechen ganz oft mit ihren eigenen Gedanken. Großvater Setrak sprach mit seinem eigenen Blut.

Er erreichte den Fuß des Musa-Berges zu spät. Die Kämpfe hatten aufgehört, und die Schiffe, die die letzten Kämpfer vom Berg gerettet hatten, waren schon lange ausgelaufen. Also wandte mein Großvater sein Gesicht ab vom Meer und zog wieder nach Norden, gegen Russland hin. Ein langer Weg: Jerewan, Tiflis, Rostow am Don.

Er ging nach Europa. Dies war Familienbrauch, wie seinerzeit Peter der Große reisten die jungen Leute nach Europa, wo sie sich Handwerke aneigneten, gute Umgangsformen und europäisch sprechen lernten. Dann kehrten sie nachhause zurück und heirateten. So war es einigen seiner älteren Cousins aus der Melichianschen Linie gelungen, dem Gemetzel zu entkommen: Oskian, Artur, Melcon, Calust, Nşan und Khoren. Aus den Briefen, die in ruhigen Zeiten sonntags in der Kirche vorgelesen wurden, hatte mein Großvater erfahren, dass sie in Rumänien

gelandet waren. Nun ging auch er dorthin, nach Westen. Mittlerweile hatte sich die ihn umgebende Welt verändert. Man sah Soldaten ohne Schulterklappen, die sich mit ihren Gebrechen dahinschleppten, verstreut umherirrende Gruppen, die verschwanden, wenn sie das Hufgetrappel der herrschaftlichen Polizei vernahmen. Die russische Revolution rückte näher.

Unter Soldatenkonvois, Pferdewagen mit Markleuten und Bettlerbanden gelangte Großvater Setrak nach Odessa. Dort fand er eine Anstellung bei einem armenischen Barbier, der ihn mit dem Hintergedanken, ihm den Laden zu übertragen und mit seiner Tochter zu verheiraten, als Lehrjungen angenommen hatte. Großvater fegte die herabgefallenen Haare zusammen und wusch die Handtücher. Eines Tages kam ein junger Mann angeritten, band das Pferd an der Eingangstür fest und betrat den Laden. Als Großvater ihm das Tuch umlegen wollte, trafen sich ihre Blicke im Spiegel. Es gibt Dinge, die fügen das Leben auf eine Weise, dass es selbst davon verblüfft wird. Der junge Mann war kein anderer als der Cousin Khoren, den die anderen Geschwisterkinder ausgesandt hatten, die Verwandtschaft aufzuspüren. Khoren wartete die Rasur nicht mehr ab. Er riss das Tuch weg, packte Großvater am Arm und sagte: Ein Melichian darf nirgendwo und bei niemandem den Diener machen! Er ließ ihn hinter sich auf dem Pferd aufsitzen, und sie brachen auf, zurück nach Craiova. Denn mittlerweile hatte Großvater ihm zwischen Schluchzern gesagt, dass es keinen Sinn mehr hatte, seine Reise weiter nach Osten hin fortzusetzen, denn alle anderen Melichians seien tot. Selbst Satenig, hatte er gesagt, ohne zu ahnen, dass es nach Jahren eine Begegnung im Hafen von Constanța geben sollte. Damals erzählte er zum einzigen Mal in seinem Leben vom Tod Harutiuns, seines älteren Bruders.

Die Geschwisterkinder legten zusammen und halfen ihm, ein Kolonialwarengeschäft zu eröffnen. Durch seiner Hände Arbeit hat sich Großvater eine ganze Ladenkette zugelegt und sich zwei Häuser gebaut. Auf den Bildern ist er immer schön angezogen, er trägt einen Strohhut, die Uhr an der Kette und eine Fliege. Mit gleichbleibender Heiterkeit trotzte er den Widrigkeiten der Geschichte. Weil er heimatlos war, mit

einem Nansen-Pass ausgestattet, gaben ihm die Liberalen nur nach großen Schwierigkeiten die Handelslizenz. Ein paar Legionäre hielten ihn für einen Juden, und während der Rebellion hätten sie ihm beinahe das Geschäft angezündet. Die Kommunisten nahmen ihm alles weg, und er entkam nur mit knapper Not dem Gefängnis. Sein Glück war, dass er zur Zeit der Deutschen den sowjetischen Gefangenen, unter denen sich auch ein paar Armenier befanden, unentgeltlich Brot geschickt hatte. Als die Rote Armee Craiova besetzte, erinnerte sich ein Offizier, der von den Deutschen gefangen genommen war, an ihn, und so entging er dem Gefängnis. Mit Hängen und Würgen schaffte er es dann bis zur Rente, zuerst als Nachtwächter am Lyzeum »Gebrüder Buzești« und danach in weiteren ähnlichen Beschäftigungen, die ihn gerade einmal so vor dem Hungertod bewahrten. Er hatte sich mit niemandem verfeindet und sich stets mit dem Schicksal versöhnt, das ihm auferlegt war. Er war ein fröhlicher und weiser Alter, hat keinem etwas Böses getan und allen verziehen, die ihm irgendein Ungemach bereitet hatten.

In seinen letzten Jahren in Craiova war das Leben für ihn einfach geworden. Vormittags begleitete ich ihn in den Park um die Kirche des heiligen Dumitru. Dort spielten sie zu viert Karten. Einer der Mitspieler war Herr Oberst, dessen Namen ich nie erfuhr. Herr Oberst kam in eleganten Kleidern und mit einem Spazierstock mit Silberknäuf. Er hatte als Legionär viele Jahre im Zuchthaus verbracht. Die beiden anderen, feist und in zu engen Kleidern, waren die Genossen Botrâncă und Butnaru. Botrâncă war als Angestellter des Volksrats pensioniert worden, er war einer von denen, die Jahre zuvor Großvaters Verhaftung in die Wege geleitet hatten. Nun aber spielten sie alle zusammen Karten – der Kommunist, der Legionär, der Kaufmann und der Prolet –, redeten über Medikamente und über das Wetter. Dies war ihre Weise, sich nach Jahren mit der Geschichte zu versöhnen. Das Kartenspiel war ihr Potsdamer Abkommen.

Ansonsten, vor allem an frostigen Wintertagen, kommunizierte mein Großvater mütterlicherseits, Setrak Melichian, mit der Welt. Morgens um sechs hörte er die Nachrichten von Radio Bukarest. Um elf Uhr hörte er Radio Moskau in rumänischer Sprache. Vor dem Essen

hörte er, wenn es ihn überkam, Radio Tirana. Dies amüsierte ihn am meisten. So gegen halb drei hörte er die Stimme Amerikas in rumänischer Sprache und danach Radio Liberty auf Armenisch. Nachmittags lauschte er Emil Georgescu und der Sendung »Rumänische Aktualitäten« bei Freies Europa. Dann, so gegen sieben Uhr abends, hörte er wieder die Stimme Amerikas und etwas später die Nachrichtensendung der BBC. Nach zehn Uhr abends, mit fast schon zugefallenen Augen an seinem Lindenblütentee schlürfend, hörte er »Der Tag in einer Stunde« von Radio Bukarest. Dann wandte er sich um und sagte zu mir: Siehst du, alles Lüge! Am nächsten Tag begann er von vorne. Dabei lachte er und klatschte in die Hände. Bei einer blutigen, quälenden und feindseligen Geschichte. Er lachte.

Er war ein sehr gesunder Mensch. Nicht einmal mit seinen Krankheiten hat er jemanden belästigt. Er starb vor Kälte im grausamen Winter 1985. Die Gasflämmchen zuckten kaum. Wahrscheinlich hatte das Blut, sein guter Freund, wegen der Kälte nicht mehr die Kraft zu fließen. Ich kam gerade rechtzeitig, um ihm die Gebetskränze aus Olivenkernen aus den Taschen zu nehmen, die ich seitdem in der Brusttasche meiner Sakkos bei mir trage. Als wir ihn in den Sarg legten, war er leicht wie ein Vogel.

ALEATORISCHES LIED. Meine Großväter Garabet Vosgian und Setrak Melichian haben aus ihrem Jahrhundert bloß verstanden, wie schwer es ist, in der gleichen Erde zu sterben, aus der man geboren wurde. Die alten Armenier meiner Kindheit hatten keine Gräber, an deren Kopfbenden sie hätten sitzen und ihre Eltern beweinen können. Sie trugen ihre Gräber überall, wo sie herumirrten, bei sich; und so wie die Juden ihre Bundeslade irgendwo hinsetzten und darum herum ihren Tempel bauten, haben auch sie, wenn sie irgendwo rasteten, sich die Gräber von den Schultern genommen und ihren Hausstand gegründet.

Ich spüre sie oft, dort, in den Himmeln. Meinen Großvater Garabet Vosgian, bedachtsam und mit wohlabgewogener Rede. Meinen Großvater Setrak Melichian, lächelnd und den Gebetskranz durch die Fin-

ger gleiten lassend. Sie spielen *Ghiulbahar*. Du musst die Würfel in der Faust gut durchschütteln, damit sie wissen, was du von ihnen erwartest, sagt Großvater Garabet. Bedingung ist, dass du vor allem weißt, was du willst. Schaaaau, freut er sich, die Eins und die Eins! Großvater Setrak lässt sich nicht verdrießen, er lacht und neigt sich unter dem Himmelsdach hervor. Wenn du die Eins und die Eins geworfen hast, gibt es wieder Krieg. Sieh nur dort, dort in der Ferne. Tatsächlich, irgendwo da unten war dunkel aufsteigender Rauch zu sehen. Großvater Setrak bläst in die Faust und wirft, mit aufgerissenen Augen die Würfel betrachtend. Sechs und sechs, lacht er und klatscht in die Hände. Siehst du, sagt er und schaut wieder herunter. Die dunklen Schwaden haben sich verzogen. Es ist Frieden. Du trickst, verfinstert sich Großvater Garabet. Das nächste Mal musst du die Würfel im Becher schütteln. Damit hast du den Käse fett gemacht, lacht ihn Großvater Setrak aus. Die Fünf und die Vier, das reicht nicht einmal für eine Sintflut. Schau her! Und er schmolzt. Drei, zwei. Jetzt geschieht tatsächlich nichts. Nichts Neues! Bewahre uns Gott vor Neuheiten, sagt Großvater Garabet. Setrak starrt auf die Würfel. Was ist denn das? Schau, da ist mein Gesicht drauf und dort deines! Du hast sie durcheinandergebracht, sagt Garabet, der Weise. Das sind alte Würfel, die gehören jemand anderem. Gib sie zurück. Wem denn? Wem soll ich sie geben? Hier sind doch nur wir zwei! Großvater Garabet zuckt mit den Schultern. Nun ja! Wenn noch einmal unsere Gesichter beim Würfeln fallen, gilt es nicht. Du bist dran. Sie spielen weiter, sortieren mit ihren Würfeln die Welt, die Kriege, Geburten, Wunder und, vor allem, den Leidensweg.

Unter den Erscheinungsformen des Feuers, den Gerüchen der Kindheit, Bäumen und Phantasmen war ich geboren.

Und trotzdem waren die Zeiten trübe. Manchmal sprachen Großvater Garabet und unser Nachbar Sahag Şeitanian nur im Flüsterton. Eines Tages tauchte im Hof auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein alter Mann auf, den ich nicht kannte, Carol Spiegel. Eine Zeitlang ging der Alte nur in den Garten; sonst saß er auf dem Sofa und blickte ins Leere. Dann sah ich durch die Zaunlatten, wie er bis ans Tor kam und die Straße hinaufschaute. Eines Morgens trat er hinaus, die trocke-

nen Blätter vom Bürgersteig zu fegen. Und noch ein paar Tage später, allerdings erst gegen Abend, traute er sich, auch an unser Tor zu klopfen.

Ich wusste nicht, was ein Gefängnis ist. Erst einige Zeit später verstand ich Großvaters Erklärung, die mir damals wie ein Spiel geklungen hatte: Das Gefängnis ist dort, wo die Welt der anderen sich so weit ausdehnt wie irgend möglich, und deine Welt ist winzig klein.

Carol Spiegel war das, was man einen Kollaborateur nannte. Während des Krieges arbeitete er im Bürgermeisteramt. Da er Deutscher war, diente er als Übersetzer. Übrigens hatte sich die deutsche Besatzung in der Stadt wohlgeordnet abgespielt. Die Deutschen ließen die Stadtbewohner in Ruhe, betranken sich nicht und machten keinen Krach. Ganz anders aber war es, als die Sowjets kamen. Die Mädchen blieben tagsüber zuhause eingesperrt, und die Kneipenwirte hatten ihre Getränkestuben verrammelt.

Im Falle der Bombardierungen war es umgekehrt. Die russischen waren leichter zu ertragen. Von allen Unglücksfällen, die während des Krieges über unsere Stadt gekommen waren, nannten meine Großeltern am häufigsten das große Erdbeben von 1940. Nicht die Bombardierungen. Was hatte es für einen Sinn, sich zu verstecken?, fragte Großvater Garabet. Wenn die amerikanischen Flugzeuge kamen, blieben wir ruhig sitzen. Sie suchten die deutschen Kasernen an der Landstraße. Sie bombardierten sie dermaßen präzise auf beiden Seiten der Straße, dass sie dem Erdboden gleichgemacht waren, aber die Straße war davon unberührt. Und was die Russen betrifft, so hatte man ebenfalls keinen Grund, sich zu fürchten. Ich weiß nicht, was die Russen suchten, aber was auch immer sie gesucht hätten, sie trafen es nie. Bloß eines Abends fielen zwei Bomben auf unsere Vorstadt. Keine von beiden ist explodiert. Die erste hat sich in einem Garten zwischen dem Gemüse eingegraben, und die andere ist auf ein Haus gefallen und hat ein Loch in das Dach geschlagen. Der Mann hat die Bombe vergraben, damit die Kinder nicht davor erschrecken, und dann hat er die Dachziegel erneuert.

Großvater war durch beide Kriege gegangen. Er hatte nicht gekämpft, aber ihnen zugeschaut. Die in die Kämpfe verwickelt waren, hatten weniger begriffen.

Deshalb erzählte Großvater Garabet davon. In seinen Geschichten waren die Sieger nicht immer diejenigen, die ich aus den Büchern kannte. Keine Hast, sagte er. Der gesiegt zu haben scheint, ist nur selten auch tatsächlich der Sieger. Und gemacht haben die Besiegten die Geschichte, nicht die Sieger. Siegen ist letztlich eine Art und Weise, aus der Geschichte hinauszutreten. Er griff nach dem großen Buch. Das ist Vartan Mamigonian. Und hier ist die Schlacht zwischen den Armeniern und den Persern im Jahre 451 auf dem Avarair-Feld. Unser Heer wurde vernichtet bis zum letzten Soldaten. Die Perser sagten sich zufrieden, es reicht für diesen Tag, und zogen mit dem Vorsatz ab, zurückzukehren und das gesamte armenische Reich zu erobern. Und was ist schließlich geschehen? Die Perser sind nicht mehr zurückgekommen, sie sahen sich gezwungen, auf ihren Glauben zu verzichten, und statt sich weiterhin vor der Sonne zu verbeugen, gingen sie zum Islam über. Dafür sind wir bis auf den heutigen Tag Christen geblieben. Also hat Vartan Mamigonian mit seinem hingemetzelten Haufen gesiegt.

Und Großvater Setrak, der Vater meiner Mutter, Philosoph des Blutes, sagte: Blut ist widersetzlicher als das Fleisch. Siegreich sein, bedeutet nicht, die Macht zu haben, das Blut anderer zu vergießen – das ist eher Gleichgültigkeit oder Hass –, sondern die Kraft, dein eigenes Blut zu vergießen. Und Großvater Setrak, der die Geschichte und deren Sieger an der Kraft des Blutes maß, setzte sich mit im Schoß ineinandergelegten Händen nieder, damit das Blut einen Kreis durchlaufen konnte und zur Ruhe kam.

Eben deshalb meinte Großvater Garabet, dass diejenigen, die wirklich Geschichte schreiben, nicht die Generäle, sondern die Dichter sind, und dass man die wirklichen Schlachten nicht unter den Hufen der Pferde suchen muss. Doch selbst Großvater war verblüfft und musste anerkennen, dass uns die Gesetze des Krieges nicht vollends vertraut waren. Denn nicht nur er kannte die Geschichte der im Garten vergrabenen Bombe. Auch ein paar Kinder hatten davon gehört und in aller Heimlichkeit begonnen, sie auszugraben. Es gibt eine Wirklichkeit, die so ist, wie wir sie sehen, und es gibt eine andere Wirklichkeit, die der Samen. Ohne davon etwas zu wissen, hatten die Kinder begonnen, die bei-

den Welten zu vermengen. Und der Samen des Krieges, lange schon vergraben, schoss zum Himmel empor. Sergiu, meinen größeren Freund, hat die Explosion sofort umgebracht, und der kleine Tofan kam gerade noch mit dem Leben davon, bis heute trägt er die Spuren eines Krieges auf der Brust, der nicht seiner war. Also, beschloss Großvater, ist der Krieg nicht vorbei. Welcher Krieg?, fragte ich. Es gibt bloß einen. Nur dass er immer an einer anderen Stelle ausbricht, wie Nesselfieber. Je mehr du kratzt, umso heftiger brennt es. Letztlich ist die Geschichte nichts als ein langes Kratzen.

Eines Tages kam ein Mann in einer Ledermontur und fragte Großvater nach Carol Spiegel. Großvater sagte nur wenig, meistens zuckte er mit den Schultern. Gegen Abend kam Carol Spiegel und fragte ihn über den Mann in der Ledermontur aus. Wieder zuckte Großvater mit den Schultern. Auf diese Weise hat er keinen von beiden überzeugt. Und trotzdem hat keiner weiter insistiert. Der Unbekannte kam nicht wieder, und Carol Spiegel starb ein paar Tage darauf. Bei der Beerdigung standen nur Großvater Garabet und sein Schwager Sahag bei Frau Spiegel. Alle anderen hatten nicht einmal gemerkt, dass Frau Spiegel eine kurze Zeit lang wieder bunte Kleider trug statt der schwarzen, an die man sich bei ihr vom Krieg an gewöhnt hatte. Für sie war Carol Spiegel viele Jahre vor seinem Tod bereits aus dieser Welt verschwunden. Wie Regen, der schon, bevor er vom Himmel fällt, über deine Schläfen rinnt.

In meiner Kindheit lebte ich in einer Welt des Flüsterns. Man sprach bedacht. Erst später habe ich erfahren, dass Flüstern auch andere Bedeutungen hat, etwa Zärtlichkeit oder Gebet.

Es gab aber auch Dinge, die man rückhaltlos aussprach. Sogar über den Zaun hinweg, beispielsweise dass das Auto mit dem Brot auf Bezugsscheine angekommen ist. Andere Sachen sagte man nur bei geschlossenem Fenster. Oder auf der Bank mitten im Hof, wenn niemand auf der Straße vorüberging. Und selbst dann sprach man mit gedämpfter Stimme, als hätte es da noch ein paar Fenster gegeben, die man nicht schließen, oder Passanten, die man nicht sehen konnte.

Einfacher wäre es gewesen, wenn die Leute noch näher beisammen-
geessen hätten, die Köpfe einander zugeneigt, und ohne den Zwang,
sich allzu sehr zu konzentrieren, damit bloß kein Wort verpasst würde.
Von weitem muss alles natürlich aussehen, erklärte Großvater. Sie sol-
len glauben, du erzählst irgendwelche Belanglosigkeiten, dich geht das
nichts an. Sollen ruhig zuhören. Sozusagen. Und sie saßen auf ihren
Holzbänken, den Rücken gerade, die Gesichter erhoben, und redeten.
Sie beugten sich nicht zueinander, wenn sie die Stimme senkten. Mit
unfasslicher Pffiffigkeit vernahmen sie ihr wechselseitiges Geflüster.
Selbst Arşag, der wegen der Glocken etwas schwerhörig war. Wenn es
ihm nicht gelang, von deinen Lippen zu lesen, ließ er dich das Gesagte
wiederholen. Aber niemals die geflüsterten Wörter. Diese hörte er auf
rätselhafte Weise immer. Sie vibrierten in der Luft, und er spürte sie
durch die Haut wie die Fledermäuse.

Über mehrere Dinge durfte ich nicht sprechen. Aber vor allem
durfte ich, heftigst vorgewarnt, niemandem, weder im Kindergarten
noch jemand Unbekanntem sagen, dass bei uns zuhause manchmal
im Flüsterton gesprochen wurde. Was flüsterst du da?, fragte ich. Ich
lese, antwortete Großvater Garabet. Wie liest du? Wo ist dein Buch? Das
brauche ich nicht mehr. Ich kann es auswendig. Gut, aber wie heißt die-
ses Buch? Wer hat es geschrieben? Du vielleicht, eines schönen Tages.
Was ich jetzt tatsächlich auch mache. Und ich nenne es genau so: *Buch
des Flüsterns*.

Ein Besucher, mit dem man bei uns zuhause im Flüsterton sprach,
war Hagop Djololian Siruni. Ein untersetzter Mann mit zwei sorgsam
gekämmten Haarbüscheln über den Ohren. Über den dicken Brillen-
gläsern kräuselten sich seine Brauen beim Versuch, jemanden genau in
den Blick zu kriegen, was ihm sichtlich schwerfiel. Diese Anstrengung
ließ ihn ungeduldig erscheinen, was durch seine Hände noch verstärkt
wurde, mit denen er im Rhythmus seiner Rede herumfuchtelte. Wenn
er las, beugte er sich so tief über die Buchstaben, dass seine Augen bei-
nahe die Seiten berührten. Er mochte vor allem die alten, mit arabi-
schen Schriftzeichen bedruckten Bücher, von denen Großvater einige
aufbewahrt hatte.

Siruni war vor einigen Jahren aus Sibirien zurückgekehrt. Großvater hatte mir erklärt, Sibirien sei ein Gebiet mit sehr viel Schnee, wo die Tiere wegen des Schnees und der Kälte weiß sind. Ich pflanzte mich mit meinem Buch *Fram, der Eisbär* vor Siruni auf und fragte ihn, ob es dort, wo er war, auch so schön gewesen sei. Sogar noch schöner, antwortete er. Ich wunderte mich jedoch, als er sagte, er habe Jäger gesehen, aber keine Bären.

Siruni und dessen Geschichte waren Gegenstände, denen meine Familie übrigens strengstens auswich. Lange danach, und erst nachdem uns der Schriftsteller Bedros Horasangian dazu aufgefordert hatte, begannen wir die Dinge zu sortieren und zu verstehen. Wozu natürlich auch gehörte, dass die Jäger, von denen Siruni gesprochen hatte, Menschenjäger waren.

Meine Großväter Garabet und Setrak waren sehr gute Erzähler. Sie selbst aber fehlten in den Geschichten, die sie erzählten. Als lebten sie nicht auf dieser Erde. Geschichten ohne Erzähler, ihre Worte waren auf alten und anonymen Schriftrollen verstreut, die in Tongefäßen aufgefunden worden waren. Keiner erzählte von sich selbst. Jeder wurde zu einer Figur in der Erzählung eines anderen, und so musste man fortwährend bei diesem und jenem aufpassen, wenn man die Fortsetzung verstehen wollte. Deshalb ist die Geschichte der Armenier meiner Kindheit eine endlose Geschichte.

UND DOCH EINE GESCHICHTE VON SICH SELBST. Es geschah so. Mein Großvater Setrak setzte sich bei Einbruch der Dunkelheit in den Liegestuhl unter dem Firmament aus Weinreben seines Gartens in Craiova. Er ließ den Gebetskranz durch die Finger gleiten und schaukelte sich sachte durch den Druck seiner Fersen. Er murmelte. Dies konnte alles und jedes sein, vom Gebet bis hin zur Prophetie.

Mein Großvater Garabet schloss sich in seinem Zimmer ein und sang. Es waren seltsame Gesänge, auf Türkisch oder Arabisch, solche, wie die Derwische der Wüste sie auch heute noch singen. Das Gemurmel von Großvater Setrak und die Gesänge von Großvater Garabet

kannten keine Unterbrechung. Sie atmeten anders, auch eine andere Art Luft. In solchen Momenten war es sinnlos, sie zu rufen oder an ihre Türen zu klopfen. Sie würden nicht antworten oder öffnen.

Mittlerweile war der Krieg zu Ende. Ein paar Armenier beeilten sich in diesem Durcheinander, auf die Seite der Sieger zu wechseln. Man kann aber kein Sieger sein, wenn man keine Besiegten beibringen kann. Also wurden sie an der Pforte der neu eingerichteten Botschaft der Sowjetunion vorstellig und präsentierten eine Liste mit »Kollaborateuren«, auf der, wie hätte es auch anders sein können, die gesamte Blüte der armenischen Intelligenz aus Bukarest stand. Und weil es im Herbst des Jahres 1944 keineswegs schwer war, Antikommunisten zu finden, brachten die neuen Kollaborateure nach der ersten bald auch eine zweite Liste an, und dann noch eine. Sodass selbst die Sowjets spürten, dass sie das Maß überzogen hatten. Angesichts der nicht mehr enden wollenden Listen beschloss Sava Dongulov, Konsul der Botschaft und darüber hinaus selbst Armenier, zu seiner Ehre: Hört auf! Wenn ihr in diesem Tempo weitermacht, löschen wir die ganze Gemeinschaft aus ...

Die erste Gruppe von zehn Personen, unter denen sich auch Siruni befand, wurde am 28. Dezember 1944 verhaftet. Von der Grenze aus wurden sie in einem verschlossenen Waggon nach Moskau gebracht und dort mit einem Lastkraftwagen zur Lubjanka, wo die Spreu vom Weizen getrennt wurde. Siruni wurde ohne jeden Prozess ins Arbeitslager von Marijinsk geschickt. Dort war seine Aufgabe, Kiefernharz zu sammeln. Den Blick also zu den Wipfeln zu erheben, wenn Wind und Schneetreiben dich eher gemahnten, dein Gesicht zu schützen. Diejenigen, die diese Fron überlebten, Siruni und der Rechtsanwalt Vahan Ghemigian, ehemals Vorsitzender des Vereins Armenischer Studenten, kehrten mit derart geschwächtem Sehvermögen aus Sibirien zurück, dass sie beim Lesen die Augen ganz tief über das Buch senkten und es aussah, als wollten sie die Wangen in ihren Handflächen vergraben.

Ich weiß nicht, ob es vor meiner Geburt etwas auf dieser Welt gegeben hat, ja nicht einmal, ob es die Welt selbst gegeben hat. Aber ich erzähle es Ihnen, als hätte es alles gegeben. Es ist der Herbst des Jahres 1952. Die Gefangenen sind im Speisesaal versammelt. Draußen hinter

der Küche erhebt sich ein großer Haufen gefrorener Fische. Man hatte sie schon vor ein paar Jahren mit dem Lastkraftwagen herbeigebracht und dorthin gekippt, schon bei der Gründung des Lagers. Zweimal die Woche zerhacken die arbeitsunfähigen Gefangenen mit der Spitzhacke den Fischblock und werfen die glasartigen Splitter in Kessel, wo der Fisch so lange kocht, bis das Eis sich in eine Brühe verwandelt und sich das Fleisch von den Knochen löst. Es ist die richtige Nahrung für die Gefangenen, deren Zähne in den blutenden Kiefern wackeln. Der Fischgeruch friert über dem Putz des in feiertäglichem Glanz erstrahlenden Speisesaals. Eine aus Moskau angereiste Genossin spricht über die gewaltigen Errungenschaften, die auf den Großen Vaterländischen Krieg folgten. Viele von ihnen verstehen kein Russisch, aber sie tun so, als ob sie verstünden. Die Genossin fragt etwas bezüglich der Geschichte der KPdSU. Die Gefangenen reißen vor Angst die Augen auf. Diejenigen, die Russisch können, weil sie nicht wissen, was sie antworten sollen, und die anderen, weil sie nicht wissen, warum die Genossin plötzlich still ist. Dann erhebt Siruni sich von seinem Platz und antwortet. Die Genossin schaut ihn verwundert an, sie hat seinen rauhen kaukasischen Akzent gemerkt und fragt weiter. Und Siruni redet lange über die Situation des Kaukasus zu jener Anfangszeit, reiht Namen auf, Daten, Kriege und Übereinkünfte, all dies mit einer Genauigkeit, die einem bloß der GULAG und die Einsamkeit dort ermöglichen. Zurück in Moskau, berichtet die Frau dem Historiker Evgheni Tarlé, dessen Assistentin sie ist, über die ungewöhnlichen Kenntnisse des Gefangenen von Marijinsk, der darüber hinaus Armenisch, Türkisch, Persisch und Arabisch spricht, und zwar inklusive der mittelalterlichen Sprachformen, die sich nur noch als Sprachen der Kulte erhalten haben.

Tarlé insistierte dann so lange, bis die Akademie der Wissenschaften in Moskau die Überstellung Sirunis aus dem Arbeitslager an das Geschichtsmuseum von Jerewan erreichte. Nun hatte er den Auftrag, die alten Manuskripte zu entziffern.

Jeder Mensch lebt in der Welt, aber vor allem in einer Vorstellung von der Welt. Zu jener Zeit – und wer weiß, in wie vielen solchen Zeiten noch – erklärte sich dies kurz folgendermaßen: Dein Name wird zu ei-

nem Teil ausgesprochen und zu einem anderen Teil niedergeschrieben. Und der geschriebene Name steht auf einer Akte. Du musst dein Leben umsichtig führen. Wachst auf, erfrischst deine Wangen, rasierst dich, glättest dein Haar. Erblickst du dich in einem Stückchen Spiegel oder in einem Schaufenster, so straffst du die Falten deiner Kleidung. Das Leben ist eine Zeremonie. Die Akte enthält das gleiche Leben, aber dieses verläuft unvorhersehbar. Ein Haus, in dem jedes Zimmer drei Wände hat. Du kannst dich anlehnen, aber du kannst dich nirgends verstecken.

Auch für Siruni musste eine Akte angelegt werden. Und da sie immerzu in seinem unverhofft verlaufenen Leben herumstocherten, fanden sie in mühevoller Kleinarbeit einen Artikel, den er 1944 in der Bukarester Zeitung *Araz* veröffentlicht hatte und in dem Siruni den Tod eines vor mehreren Jahren in der Sowjetunion heimtückisch ermordeten Freundes beklagte. Die Würdigung des verschwundenen Freundes – er hieß Aghasi Khangian – verwandelte sich in eine Ermittlungsakte gegen Lawrenti Beria, der nun des Mordes angeklagt wurde. Und nicht allein dieses Mordes, sondern noch zahlreicher anderer. Im Unterschied zu vielen anderen wusste Siruni, was in der Sowjetunion geschieht. Und machte seinem Kummer Luft. Eine Anschuldigung, die man damals mit Leichtigkeit in einem mit den Deutschen alliierten Rumänien hätte vorbringen können, aber nicht auch in einer vom NKWD geführten Sowjetunion. Folglich wurde Siruni, krank und zur Hälfte erblindet, wieder ins Lager geschickt, diesmal nach Potma, einem Vernichtungsort. Jeder Fluchtversuch war ausgeschlossen. Wenn genügend Tote zusammengekommen waren, wurden sie auf einen offenen Wagen geschlichtet, aus dem Lager gefahren und in ein Massengrab geworfen. Es gab keine Eile, denn die Leichen konnten aufgrund der Kälte nicht verwesen. Damit kein Häftling sich tot stellt und auf diese Weise zu entkommen versucht, und um sicherzugehen, dass die Toten auch wirklich tot waren, schlugen ihnen die Wachen am Tor die Köpfe mit dem Hammer ein. Potma war zu weit außerhalb der Welt, als dass man dort vom Tode Stalins gehört hätte. Durch Porträts unendlich vervielfältigt, kam Stalins Wesen auch zu einem ins Unendliche vervielfältigten Tod. Eines Tages verschwand das Porträt aus dem Speisesaal. Dann, ein paar

Monate später, war auch Berias Foto aus dem Büro des Kommandanten weg. Der anklagende Artikel aus der Zeitung *Araz* von 1944 war nun vorausschauend geworden. Woroschilow persönlich setzte seine Unterschrift auf die Freilassungsverfügung, und Siruni wurde unter Ehrerbietungen nach Jerewan gebracht. Und von dort aus im Jahre 1955 nachhause. Wo sich die Welt völlig verändert hatte. Die Familie war verstreut, das Archiv und die Manuskripte waren beschlagnahmt und die Freunde größtenteils verschwunden. Einer von ihnen, Garabet Vosganian, erwartete ihn auf der Holzbank im Hof, von wo aus er über den Zaun hinweg auf die Fuhrwerke der Geschichte schaute, die beschwert von Kanonenlafetten und von zerlumpten Silhouetten mühsam vorangeschoben, im Straßendreck versanken.

Im *Buch des Flüsterns* sind die Namen der Toten aufgeschrieben. Über sie sprachen Siruni und Großvater Garabet mit schmalen Lippen. Auf die erste, im Dezember 1944 ausgehobene Gruppe folgte am 24. April 1945 die zweite. Der jüngste unter den damals Verhafteten, Levon Harutunian, starb als Letzter 1999 in Los Angeles. Ich habe die Geschichte von ihm gehört. Großvater wäre es schwergefallen, mir zu erzählen, wie die Armenier dazu gekommen waren, sich gegenseitig zu verraten. Großvater näherte sich jener Zeit ohnehin recht scheu, denn damals hatte er einen der seltenen Impulse zu kämpfen empfunden. Ansonsten hielt er sich so gut es ging beiseite, schaute mit großen Augen zu und versuchte zu verstehen. Aber auch dazu braucht man Mut. Überleg mal, sagte er, du musst gefasst sein, der Wirklichkeit standzuhalten, unabhängig davon, was geschieht. Dein Gesicht gleichzeitig in alle vier Windrichtungen. Und auch dies: Ein Held zu sein, ist eine Form der Feigheit. Du kannst das Leid nicht ertragen und versuchst verzweifelt und um jeden Preis, es abzuwenden. Und doch hat er uns Kinder mit Heldengeschichten erzogen. Erzählte uns vom legendären Haig, über Ara den Schönen und über Tigran den Großen. Er philosophierte auf seine Weise, redete eher so alleine vor sich hin, den Blick auf das Fenster gerichtet: Das Einzige, was den Menschen gemeinsam ist, sind Geschichten. Wenn es heißt, zwei Menschen gehörten zum gleichen Volk, so bedeutet dies, dass sie die gleichen Geschichten gehört haben. Über

Helden kann man Geschichten erzählen, denn die haben immer einen Anfang und ein Ende. Von denen, die etwas erleiden, und insbesondere denen, die beim Erleiden etwas begreifen, kann man nicht erzählen, denn ihr Leid hat kein Ende. Und wer könnte Geschichten ohne Ende erzählen, wer wollte sie hören? Auch braucht man dafür nicht zuzuhören, es reicht schon, aus dem Fenster zu schauen. Oder, wie vor Zeiten, von den Festungszinnen herab ... Aber auch Festungen werden geschleift. Und Häuser werden abgerissen mitsamt ihren Fenstern. Das hat nichts zu bedeuten, widersprach Großvater, du findest immer ein Fenster, durch das du schauen kannst. Und es gibt immer mindestens eine nicht eroberte Festung.

Ich wusste damals nicht, dass ich nur das Ende der Geschichte kannte. Das heißt, wir hatten ein paar Schuhe, nicht unbedingt zueinander passende, die wir bei Regen im Hof benutzten. Damit wir sie auf der Türschwelle leichter abstreifen konnten und nicht mit dem Dreck ins Haus traten, hatte Großvater die engsten davon zum Schuster gebracht und die Fersen abtrennen lassen, wodurch sie zu geschnürten Pantoffeln verwandelt waren.

Dies ist also das Ende der Geschichte. Und den Anfang hatte ich eben zu erzählen begonnen. Mit dieser zweiten Gruppe von Verhafteten, bei der sich Levon Harutiunian befand, wurde auch unser Onkel Ervant Hovnanian zusammen mit seinem Bruder Vagharşag ausgehoben. Es geschah in der Karwoche. Die armenische Kirche in Foçşani hatte einen großen, von riesigen Kastanien umstandenen Hof. Damals gab es viele Armenier, und an Feiertagen füllte sich die Kirche. Sodass der Mann, der Großvater am Ärmel zupfte, nachdem er ihn lange mit dem Blick in der Menge gesucht hatte, sich Platz verschaffen und die missbilligenden Blicke der Leute hatte ertragen müssen. Als Großvater ihm dann in den Kirchhof folgte, traten die Einheimischen brav beiseite. Großvater sah beeindruckend aus in seinen Lehrerkleidern, und die Leute dachten, das gehöre zum Gottesdienst. Der Unbekannte überreichte ihm ein Bündel Papier, das jemand an einer Straßenecke von einem Lastauto geworfen hatte. Es war ein Militärtransporter mit geschlossener Plane. Der Mann hatte Angst, aber er hatte die eilig auf eines der Blätter ge-

kritzelte Bitte erfüllt: »Dem Küster der armenischen Kirche«. Es war Karfreitag, und er hatte sich vorgenommen, eine gute Tat zu vollbringen, ohne seinen Namen zu nennen. Er fragte nicht, was da drin geschrieben stand. Wollte sonst nichts wissen. Es war besser so.

Der Zettel enthielt auch etwas auf Armenisch. Ein einziges Wort: »leben«. Großvater kehrte zurück in die Kirche und nahm unter dem verwunderten Blick von Pfarrer Aslanian den zweiten Küster Sahag Şeitanian beiseite. So, in ihren Gottesdienstkleidern, gingen sie zwischen den seit dem Erdbeben baufälligen jüdischen Krämerläden auf der Hauptstraße entlang zu ihrem Geschäft, wo es ein Telefon gab. Sie riefen in Bukarest an, und ihr Verdacht bestätigte sich. Tante Nvart, Ervant Hovnanians Frau, weinte schluchzend. Sowjetische Soldaten waren in ihr Haus eingedrungen und hatten sie mit dem Gesicht zur Wand geschubst. Alles hatten sie durchwühlt, einen Koffer drunter und drüber mit Karten, Büchern und allerlei Abzeichen vollgestopft. Ervant hatten sie mitgenommen. Ebenso dessen Bruder Vagharşag und acht weitere »Kollaborateure«. Die einen sagten, man habe sie an der Mauer des Klosters Văcăreşti erschossen, andere wollten wissen, dass man sie in die Keller des Jilava-Gefängnisses geworfen habe. Sie waren zum Kloster geeilt, aber dessen Mauern sahen friedlich aus, und in der Nachbarschaft hatte niemand Schüsse gehört. Das heißt, dass sie nach Sibirien gebracht werden, sagte Großvater, schließlich war dies der einzige Ort, der außer dem Tod noch in Frage kam. Sibirien, Gott bewahre, schluchzte Tante Nvart am Telefon. Sie haben ihn in den Hauspantoffeln mitgenommen; die Füße werden ihm erfrieren ...

Großvater und Onkel Sahag kehrten zurück in die Kirche, wo der Gottesdienst zu Ende ging. Sie berieten sich mit Pfarrer Aslanian und den Mitgliedern des Kirchenvorstands. Der Pfarrer hielt die Kirche geöffnet, damit jeder mit den Schuhen zurückkehren konnte, die er zuhause fand. Ohanes Krikorian zog seine Schuhe aus und stellte sie in die große Kiste. Etwa zehn Paar kamen zusammen. Besser gesagt, zwanzig Schuhe, denn der eine oder andere hatte auch nur einen Schuh mitgebracht. Auch der war willkommen. Großvater stellte sie, hier ein linker, da ein rechter, der Größe nach zusammen und zählte sieben Paare.

Auch wenn die Schuhe eines Paares unterschiedliche Farben hatten. Wichtig war, dass sie gefüttert und die Sohlen noch intakt waren. Anton Merzian, der Schuster von der Hauptstraße, hatte sein Schuheisen mitgebracht und verstärkte die Sohlen, indem er kleine Holznägeln hineintrieb. Vor der Präfektur hatte er einen Laster gesehen, der dem gleich, von dem der Unbekannte gesprochen hatte.

In Levon Harutiunians Erinnerungen wird erzählt, dass die Festgenommenen vom Laster absteigen mussten und in ein Zimmer gepfercht wurden, wo sie von bewaffneten Soldaten bewacht wurden. Diese lösten sich ab und zwangen die Häftlinge, die ganze Zeit wach und auf den Beinen zu bleiben. Je müder sie waren, umso leichter waren sie zu bewachen. Die Schwächsten, wie Vagharşag Hovnanian, mussten von den anderen gestützt werden, denn wären sie zu Boden gesunken, hätten die Soldaten sie mit Stiefeltritten wieder zum Aufstehen gezwungen.

Großvater, der korrekt Rumänisch sprach, aber auch Russisch, ging nahe an die Präfekturwand heran und versuchte, durch die Fenster zu schauen. Ein Wachposten, der plötzlich hinter einer Ecke hervorkam, warnte ihn auf Russisch, packte ihn am Mantel und versuchte, ihn hineinzudrängen. Großvater riss sich los, der Soldat ließ ihn gehen und zeigte mit dem Gewehr, dass er die Straße hinab verschwinden solle.

Niemand kann sagen, er wisse genau, was Stille ist, wenn er in seinem Rücken nicht das Klicken der Waffe gehört hat, die durchgeladen wurde. Großvater begann, sich mit zögerlichen Schritten zu entfernen, dabei schaute er sich immer wieder um. Dann entsicherte der Russe seine Maschinenpistole. Und es wurde still. Nun rannte Großvater Garabet los, hielt sich immer nahe an den Wänden, bei jedem Geräusch sofort bereit, sich auf den Bürgersteig zu werfen und eins zu werden mit der Spur seiner Schritte.

Das Weitere erzählt Levon Harutiunian. Bei Tagesanbruch, die Jüngsten von ihnen mussten die Alten und Erschöpften stützen, wurden sie wieder auf einen Laster verladen. Sie hatten Durst. Der Lkw hielt an der Landstraße, an der Stelle, wo der Milcov beinahe die Straße berührt. Sie knieten am Ufer nieder und tranken aus dem Fluss, mit dem gleichen Wasser wuschen sie sich auch das Gesicht. Von der Grenze

aus folgte ihr Weg dem der früheren Gruppe, die vier Monate vor ihnen verhaftet worden war. Die Lubjanka, die Sortierung, danach das Lefortowo-Gefängnis mit seinen dicken Mauern aus der Zeit der Kaiserin Katharina. Wo nicht einmal die einfachste Form der Freiheit, sich für den Tod zu entscheiden, erlaubt war. Die Gefangenen schliefen bei Licht und mussten die Arme über der Decke liegen lassen, damit nicht etwa einer, der sich einen scharfen Gegenstand beschafft haben mochte oder schlicht und einfach seine Zähne zu Hilfe nahm, sich die Venen öffnete und sich, solchermaßen verborgen und die Gefängniswärter täuschend, in den Tod beförderte. Und über dem ersten Stock war ein Drahtnetz gespannt, das sie daran hindern sollte, sich hinunterzustürzen, um auf dem Betonfußboden im Parterre zu zerschellen. Lebend waren die Gefangenen nützlicher, denn jeder von ihnen hätte durch seine Aussagen noch weitere nach sich ziehen können. Dort begann auch die Isolation. Man sperrte sie in separate Zellen, hatte sie ausgezogen, durchsucht, ihnen sogar den Anus geöffnet, nachdem man sie gezwungen hatte, etwa zwanzig Kniebeugen zu machen, und ihnen danach Häftlingshosen und -hemden gegeben. Meine Zigaretten sind bei Sarkis Saruni geblieben, antwortete Harutiunian dem ersten Vernehmer, der ihn gefragt hatte, ob er rauche. Hier gibt es niemanden mit diesem Namen, war die schneidende Antwort. Wir sind doch eben erst getrennt worden, beharrte der damals noch junge Harutiunian. Ich habe dir doch gesagt, dass es diese Person nicht gibt!, schlug der Vernehmer mit der Faust auf den Tisch. An einem der folgenden Tage sollte er feststellen, dass es auch die Person Levon Harutiunian nicht mehr gab. Nun hieß er 7-35. Wie heißt du?, wurde er gefragt, als er im Lager Kriwoschtschokowo in einem Vorort von Nowosibirsk am Ufer des Ob mit steifen Beinen soeben aus dem Zug gestiegen war. 7-35!, schrie Harutiunian, um das Geheul der Kettenhunde, die von den Soldaten aufgehetzt worden waren, zu übertönen. Und wie noch?, fragte der Offizier, der unter dem Torbogen des Lagers mit der Inschrift »Durch Arbeit zur Freiheit« stand. Das ist dein Vorname, und wie lautet dein Familienname? 58, rief Harutiunian jetzt, was nichts anderes als Volksfeind hieß. Nun war er Teil einer anderen, vielzähligen, durcheinandergewürfel-